

Arnon Grünberg
Der jüdische Messias

Roman
Aus dem Niederländischen von
Rainer Kersten

Diogenes

Titel der 2004 bei Vassalucci, Amsterdam,
erschienenen Originalausgabe:
›De joodse messias‹
Copyright © 2004 by Arnon Grünberg
Der Verlag dankt dem Deutschen Übersetzerfonds e. V.
für die Übersetzungsförderung
Umschlagfoto: © Qi Liu

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
50/13/36/1
ISBN 978 3 257 06854 2

Du-weißt-schon-wer

Weil seine Eltern der Meinung waren, dass alles sich wieder einrenken würde, sobald Xavier eine Freundin hätte, machte er sich sofort auf die Suche nach einer solchen. Sein Auge fiel auf Bettina. Sie ging mit ihm aufs Gymnasium und machte bald Abitur. Ursprünglich stammte sie aus dem Kanton Graubünden. Bettina hatte ein entzückendes Näschen, war sozial engagiert und sah aus wie eine richtige Frau.

Auf ihrem Zimmer, wo sie schon zwei andere Jungen entjungfert hatte, entjungferte sie auch Xavier.

Zusammen mit ihrer Familie hatte Bettina die Patenschaft für ein Dorf in Indien übernommen. Und weil das gut lief, wollte sie noch eine Patenschaft übernehmen, auch wieder in Indien.

Nach der Entjungferung sagte sie zu ihm: »Zehn Franken im Monat, und du kannst mitmachen. Das sind gerade mal zwei Gläser Wein, fast nichts, und du rettest damit ein ganzes Dorf.«

Eine Hand wäscht die andere, wurde Xavier in dem Moment klar. Darum sagte er: »Natürlich mache ich mit.« Obwohl er sich nach der Entjungferung so fühlte, als hätte ihm jemand in die Magengrube geboxt.

Nackt begann sie, in ihren Schreibtischschubladen zu

kramen. In dreifacher Ausfertigung holte sie Formulare hervor, die er, ebenfalls nackt, gleich unterschreiben musste. Auch seine Kontonummer wurde verlangt. So würden die zehn Franken jeden Monat automatisch abgebucht.

Nicht nur auf sexuellem Gebiet war Bettina ausgesprochen zielstrebig.

»Gut«, sagte sie, nachdem er die nötigen Erklärungen unterschrieben hatte. »Wieder hundert Liter sauberes Wasser für ein indisches Dorf!«

Er zog sich an. Erst jetzt verschwand das quälende Gefühl in seiner Magengegend, und er fragte: »Haben wir jetzt was zusammen?«

»Natürlich haben wir jetzt was zusammen«, sagte Bettina, während sie sich daranmachte, die unterschriebenen Formulare ordentlich abzuheften. »Jetzt sind wir ein Paar.«

»Schön«, sagte er, »da werden meine Eltern sich freuen.«

Zum Glück streifte in dem Moment der Locher, so dass sie keine Zeit hatte, länger über diese Bemerkung nachzudenken.

Bettina war in der Schule sehr gut in Sport, fiel Xavier wieder ein, als er das Haus verließ.

So kam es, dass er mit kaum sechzehn Jahren Pate eines indischen Dorfes wurde.

Xaviers Vater kehrte aus Singapur zurück. Wegen Rückenschmerzen hatte der Architekt sich dort von einer einheimischen Dame massieren lassen. Weil das nach mehr schmeckte, hatte er sich am Tag darauf auch noch in die Hände eines jungen Asiaten begeben. Eben erst dreizehn geworden, doch körperlich schon vollkommen erwachsen.

Der Architekt merkte, dass sein Körper reichlich verspannt war, wahrscheinlich aufgrund seiner vielen Arbeit am Zeichentisch, und so ließ er sich einige Stunden vor seinem Abflug noch einmal kräftig massieren, diesmal von zwei zwölfjährigen Herren, die alle Tricks ihres Fachs beherrschten.

Natürlich konnte er sich auch in Basel durchkneten lassen, doch das empfand er als stilllos. Er war ein Mann mit ausgeprägtem Moralempfinden. So etwas tat man nicht in der eigenen Stadt.

In Basel angekommen, rief er in der Mittagspause gleich seine Frau an.

»Was gibt's?«, fragte sie. »Kommst du nicht zum Essen nach Hause?« Wenn er anrief, dann normalerweise nur, um ihr mitzuteilen, dass er zum Essen nicht heimkam.

»Das ist es nicht«, antwortete er, »ich glaube, wir müssen uns aussprechen.«

Sie wusste sofort, was er meinte.

Das nächste Wochenende verbrachte Familie Radek gemeinsam im Schweizer Jura. Sie nahmen ein gutes Hotel mit Sauna, Solarium und Fitnessraum.

Am Samstagnachmittag, er war ohnehin verregnet, sagte der Architekt: »Los, gehen wir in die Sauna.«

Auf dem Zimmer legten sie ihre Kleidung ab, zogen die Bademäntel an und nahmen den Fahrstuhl Richtung Keller. Groß war die Sauna nicht, doch für Familie Radek genau richtig.

Sie breiteten ihre Handtücher aus und legten sich hin. Herr Radek auf die oberste Bank, seine Frau und sein Sohn eine tiefer.

»Wie's hier nach Eukalyptus duftet!«, schnaufte der Architekt. »Herrlich! Zieh doch die Badehose aus, Xavier.«

»Ich behalte sie lieber an«, sagte der Sohn.

»In der Sauna trägt man keine Badehose, alles muss lüften. Wir brauchen doch keine Geheimnisse voreinander zu haben?«

Die Mutter meinte: »Lass doch das Kind!«

In der Sauna hing eine Sanduhr. Xavier drehte sie um. Der Sand war rosa.

»Wir möchten mit dir reden«, hob der Architekt an. »Du ahnst bestimmt schon, worüber.«

»Nein«, antwortete Xavier. Und das stimmte auch. Er hatte tatsächlich nicht die geringste Ahnung. Er konnte sich nicht erinnern, dass seine Eltern überhaupt je über irgendetwas mit ihm geredet hätten.

»Über deinen Opa«, sagte der Architekt. »Den Vater deiner Mutter. Du hast ihn nie gekannt. Er ist lange vor deiner Geburt gestorben. Aber du hast dich bestimmt mal gefragt: Was war mein Großvater wohl für ein Mensch?«

»Eigentlich nicht«, sagte Xavier nach einer kleinen Pause. Solche Gedanken hatten ihn nie gequält, und er hatte auch nicht den Eindruck, dass das nun auf einmal geschehen würde.

Der Sand rieselte langsam nach unten. Xaviers Wangen glühten. Er hatte das Gefühl, kaum mehr atmen zu können. Er hatte öfter gedacht: Was waren die Feinde des Glücks wohl für Menschen? Ob sie alle so wie Awrommele sind? Darüber hatte er sich den Kopf zerbrochen, aber nicht über seinen Opa.

»Xavier, jeder fragt sich hin und wieder einmal: Was

war mein Großvater wohl für ein Mensch? Oder: Wie hat meine Oma wohl ausgesehen? Konnte sie gut backen? Das ist normal. Ein Mensch will mehr über das Blut wissen, das durch seine Adern strömt. Ein Mensch will wissen, wo er herkommt.«

»Ich komme aus Basel«, sagte Xavier.

»Natürlich, aber davor. Ganz am Anfang warst du ein Spermium. Und ein Ei. Nicht wahr? Das weißt du natürlich, aber es ist doch gut, sich das noch mal kurz vor Augen zu führen. Schau, und irgendwann interessiert man sich für seine Familiengeschichte, so wie du früher für deine Dampfmaschine.«

Der Architekt rieb sich über die Brust, er wusste nicht, wie er fortfahren sollte. Selten redete er so viel und so lange, schon gar nicht mit seiner Familie. Er dachte an die Masseure in Singapur. Was für einen Service hatten die geboten, was für eine erstaunliche Kenntnis des menschlichen Körpers! Sie kannten alle geheimen Stellen. Die jungen Herren kannten den Körper des Mannes aus dem Effeff, ohne sich darauf gleich wunder was einzubilden. Und reden taten sie so gut wie gar nicht, wie alle anständigen Menschen.

»An sich«, sagte der Architekt, »war dein Opa ein hart arbeitender Mann, der seine Familie sehr geliebt hat.«

»Und ein Patriot«, sagte die Mutter.

»Und ein Patriot«, bestätigte der Vater. »Im Prinzip war dein Opa ein herzensguter und empfindsamer Mensch. Na ja, und dann kam Du-weißt-schon-wer.«

»Er hatte so liebe Augen«, sagte die Mutter.

Der rosa Sand rieselte langsam herab. Xavier blickte darauf wie gebannt.

»Und weiche Hände«, ergänzte die Mutter. »Ganz weiche Hände.«

»Du darfst Sitten, Riten und Gebräuche nicht nur mit unseren heutigen Augen betrachten«, fuhr der Architekt fort. »Um ein Beispiel zu nennen: Im Mittelalter wurden Hexen verbrannt, das fand man da ganz normal, das fand niemand verkehrt, das fand man sogar in Ordnung.«

Schweiß strömte dem Architekten aus allen Poren. Ein Saunagang reinigt den Körper.

Jemand klopfte an die Tür. »Besetzt!«, rief der Architekt. »Besetzt! Wir sind gleich fertig.«

Xavier hatte das Gefühl, jeden Moment in Ohnmacht zu fallen. Zum Glück lag er schon. Wenn er jetzt die Besinnung verlor, konnte er sich nicht mehr verletzen.

»Wo war ich stehen geblieben?«, fragte der Architekt.

»Beim Mittelalter«, erinnerte ihn seine Frau, »aber das kannst du überspringen. Sonst sitzen wir morgen noch hier.«

»Die Aufklärung. Ja, da war ich. Die Aufklärung ist keine Gerade von A nach B – Xavier, hörst du? Die Aufklärung macht manchmal einen Schritt zurück, um im nächsten Jahrzehnt zwei Schritte nach vorn zu springen.«

»Schön, dieser Eukalyptus«, sagte die Mutter.

Xavier dachte an seine Schule. Die meisten Jungs in seiner Klasse redeten viel über Mädchen, was in ihrem Alter nichts Ungewöhnliches war, doch Xavier fand Juden viel spannender. Dort, in der Sauna, verspürte er zum ersten Mal das akute Bedürfnis, einen Juden von oben bis unten zu küssen. Der Gedanke überfiel ihn so schmerzhaft – oder machte ihn so euphorisch, das konnte er in der

Verwirrung nicht sagen –, dass ihm beinah die Tränen kamen.

»Mir ist heiß«, sagte Xavier, »darf ich die Tür aufmachen?«

»In einer Sauna ist es immer heiß«, antwortete der Architekt. »Dazu sind Saunen da. Nur so kommt der ganze Dreck einmal raus. Die Hitze reinigt den Körper.«

»Ich hab das Gefühl, gleich verbrennen mir die Augenbrauen«, sagte Xavier.

»Du darfst nicht vergessen«, fuhr der Architekt fort und rückte sein Handtuch zurecht, »dass die Arbeit dort nicht die erste Wahl deines Großvaters war. Er hätte lieber was anderes getan.«

»Viel lieber wäre er Bauer geworden, mit Feldern und Kühen«, sagte die Mutter. »Aber damals hat die einfachen Leute niemand gefragt.«

»Die einfachen Leute fragt auch heute noch niemand«, fuhr ihr Gatte dazwischen.

»Können wir darüber nicht ein andermal reden?«, fragte Xavier. »Ich hab das Gefühl, mein ganzer Kopf verbrennt.«

»Dein Opa musste Juden bewachen«, sagte der Architekt. »Das war alles, er musste auf sie aufpassen, damit sie nicht weglaufen oder Dummheiten machen. Aber weil er so viel Energie hatte, hat er auch ab und zu mal einen geschlagen.«

»Er hatte schrecklich viel Energie«, sagte die Mutter. »Er war hyperaktiv. Er brauchte auch nur ganz wenig Schlaf. Zwei, drei Stunden die Augen zu, und er war wieder voll da. Heute bekommen die Leute gegen so was Tabletten.«

Xavier sagte nichts. Er konnte den rosa Sand nicht mehr sehen. Er bekam Visionen.

»So was wie Joggen gab es damals noch nicht«, sagte der Architekt. »Wo sollten die Leute mit all ihrer Energie hin?«

»Darf ich die Tür aufmachen?«, fragte Xavier.

»Fitness«, sagte der Architekt, »auch so was. Du kennst es nicht anders, Xavier, als dass es in jeder Stadt, jedem Viertel, in jedem Dorf ein Sportstudio gibt. Aber das ist was ziemlich Neues. Damals gab es so was noch nicht. Kannst du dir das vorstellen? Nein. Das können wir uns nicht mehr vorstellen, genauso wenig wie ein Leben ohne Telefon oder Fernsehen. Selbst unser Hotel hier hat einen Fitnessraum, und den werden wir nachher auch benutzen, nicht wahr?«

Der Vater dachte wieder an Singapur. Sich aussprechen war nicht gerade seine Lieblingsbeschäftigung, aber er sah ein, dass es manchmal nicht anders ging.

»Sonntags«, sagte die Mutter, doch sie verschluckte sich und konnte ihren Satz nicht zu Ende bringen.

Xavier hatte das Gefühl, er würde, wenn er nur noch einen Moment in der Sauna bliebe, garantiert Brandblasen bekommen.

»Sonntags«, sagte die Mutter, nachdem sie sich anders hingelegt hatte, »sonntags hat er nie jemanden totgeschlagen, der Tag des Herrn war ihm heilig. Selbst unter diesen erbärmlichen Umständen.«

»Hast du das gehört, Xavier?«, fragte der Architekt. »Hast du gehört?«

Er bekam keine Antwort. Der Sohn hatte Visionen, die

er nicht deuten konnte und darum auch sofort wieder vergaß. Ihm blieb nur ein vages, unangenehmes Gefühl. Ähnlich wie nach seiner Entjungferung.

Der Architekt sagte: »Wenn es damals schon Fitness gegeben hätte, wäre die Geschichte anders verlaufen. Leute wie dein Opa wussten nicht, wohin mit all ihrer Energie.«

»Und er hat auch nie grundlos geschlagen«, fügte die Mutter hinzu.

Xavier stand auf, er wollte die Tür aufreißen. Doch sein Vater kam von der Bank herunter, gab seinem Sohn einen freundschaftlichen Knuff und sagte: »Noch nicht, Sportsfreund. Die Viertelstunde ist noch nicht um. Erst noch schön abschwitzen!«

Xavier unternahm keinen Kühlungsversuch mehr. Er war kurz davor, von dem schnellen Aufstehen das Bewusstsein zu verlieren. Er setzte sich auf sein Handtuch. Ihm war schwindlig.

Ich muss meine Eltern schonen, dachte Xavier, sie haben's schon schwer genug. Er nahm die Hand seines Vaters, der immer noch vor der Tür stand, um zu verhindern, dass jemand sie vorzeitig öffnete, und sagte: »Papa, gleich machen wir ein schönes Work-out zusammen.« Dann bedeckte er sie mit zahllosen Küssen.

Der Fitnessraum war nicht viel größer als die Sauna. Aus Lautsprechern kam laute, eintönige Musik. Der Vater nahm Platz auf einem Gerät, bei dem man Gewichte zur Seite drücken musste, der Sohn setzte sich auf ein Fahrrad, um den Eltern einen Gefallen zu tun. Die Mutter hatte sich ins Solarium gelegt. Normalerweise mochte sie das nicht, doch

weil das Solarium im Preis inbegriffen war, fand sie es Verschwendung, es nicht zu benutzen.

Der Vater keuchte. Er trug rote Bermudashorts und stemmte mit Hingabe Gewichte. Auch er hatte zu viel Energie.

Xavier liebte seinen Vater. Obwohl er nie die richtigen Worte gefunden hatte, ihm das zu sagen, oder die Gebärden, es auf andere Weise auszudrücken. Doch er spürte es, ganz gewiss, selbst jetzt, wo er seinen Vater vor sich im Fitnessraum keuchen sah. Obwohl er zugeben musste, dass sein Mitleid mit diesem Mann momentan wahrscheinlich größer war als jene seltsame Empfindung namens Liebe.

Der Vater ging von seinem Gerät herunter und nahm ein Glas Wasser. Sein Körper war schweißnass.

»Wenn's vor vierzig Jahren schon Fitness gegeben hätte, wären die Konzentrationslager gigantische Sportstudios gewesen, wo die Juden überschüssiges Fett hätten loswerden können. Glaub mir, hätte's früher schon Fitness gegeben, wäre die Geschichte anders verlaufen.«

Xavier stieg von seinem Trainingsfahrrad, ging zu seinem Vater und umarmte dessen schweißnassen Körper. Leiden konnte man das hier noch nicht nennen, doch er spürte etwas. Etwas, auf das man eigentlich nur mit bestialischem Gebrüll reagieren konnte oder mit einem Messer. Xavier entdeckte, dass man durch Schmerz das Leben noch am ehesten spürte.

»Komm«, sagte sein Vater, »schauen wir mal, was deine Mutter so treibt.«

Die Füße der Mutter ragten aus dem Solarium.

Der Vater öffnete die Klappe.

Da lag seine Frau, nackt, mit einer Binde über den Augen, wie eine Leiche. Sie erschrak. »Und – schön am Brutzeln?«, fragte der Architekt.

»Ich hab mich ausgezogen«, sagte sie. »Sonst sieht man den Unterschied von heller und dunkler Haut so, und das find ich hässlich.«

Sie stand auf und streifte sich hastig ihren Badeanzug über. Ein blaues Modell mit Fischmuster.

Am Abend dinierte Familie Radek bei Kerzenlicht im Restaurant des Hotels.

»Wenn die Leute mehr miteinander reden würden«, sagte der Vater, »gäbe es keine Kriege. Es hilft nur eins, man muss mit dem Feind reden. Sich aussprechen, so wie wir das heute getan haben. Wenn das in großem Maßstab geschähe, hätte der Friede eine Chance; wenn die Juden mit den Deutschen geredet hätten, von Mann zu Mann, ohne gleich laut zu werden, hätte der Friede eine Chance bekommen.«

Er nahm die Hand seiner Frau und streichelte sie zärtlich. Auf seinem Schoß lag eine rosa Serviette.

Wie warme Semmeln

Keine vier Wochen nach dem Gespräch in der Sauna trennten sich Xaviers Eltern. Ohne Geschrei, Streit oder Dramen.

Eines Nachmittags kam Xavier aus der Schule nach Hause. Seine Mutter war mit ihren liebsten und kostbarsten Habseligkeiten verschwunden. Auf dem Esstisch lag ein getippter Brief, in dem sie ihre Handlungsweise zwar nicht erklärte, aber die Hoffnung aussprach, dass jetzt alle glücklicher würden.

Am Abend vergoss der Architekt ein paar Tränen.

Nach zwei Tagen sagte er zu seinem Sohn: »Ich habe mit deiner Mutter gesprochen. Es scheint mir das Beste, wenn ihr zusammenbleibt. Ihr braucht einander nötiger. Ich bin ja doch viel auf Reisen. In zehn Tagen muss ich schon wieder in Singapur sein.«

Um über die Trennung hinwegzukommen, blieb der Vater immer länger in der fernöstlichen Metropole, wo er sich von Asiaten beiderlei Geschlechts und aller Altersgruppen massieren ließ. In einer Zeitschrift für Freunde des Buddhismus hatte er gelesen, dass Massage die Seele befreit. Darum sagte er jedes Mal, wenn er in den Massagesalon ging: »Ich gehe in die Kirche.«

Xavier durchstöberte die Villa, in der er von klein auf

gewohnt und sechzehn Jahre seines Lebens verbracht hatte, auf der Suche nach Fotos von seinem Großvater und nach dem Buch. Doch seine Mutter hatte alles mitgenommen.

Mit Hilfe des Vaters und Exmannes fanden Xavier und seine Mutter in Basel schnell eine andere Bleibe. Die Küche des Hauses war frisch renoviert und mit allem Komfort ausgestattet. Um über die Trennung hinwegzukommen, legte die Mutter sich ein Set neuer Handtücher zu, von einer bekannten italienischen Marke.

Lange brauchten die Mutter und Xavier nicht allein zu leben. Nach ein paar Wochen zog Marc, Tontechniker beim Schweizer Rundfunk, bei ihnen ein.

Marc hatte halblanges Haar, das er bei der Arbeit zu einem Pferdeschwanz zusammenband. Er kam aus einem kleinen Dorf in der Welschschweiz, wo er jedoch keine Arbeit hatte finden können. Seine Leidenschaft galt seinem Flugsimulator. Jeden freien Moment verbrachte er am Computer. Er war stolz darauf, dass er als einer von wenigen schon so ein Gerät hatte. Auf dem Computer lief ein Programm, mit dem er sich im Cockpit einer Boeing 737 wähen konnte. Es langweilte ihn nie. Wiederholt bot er Xavier an, sich mit ihm gemeinsam an den Steuerknüppel zu setzen, doch Xavier zeigte wenig Interesse an Flugzeugen.

Die Mutter war mit dem Hobby ihres neuen Freundes vollkommen einverstanden, denn es war ein ruhiges Vergnügen. Umso mehr, als er sie im Bett mit der gleichen Leidenschaft behandelte, dem zärtlichen Erstaunen und Durchsetzungsvermögen, mit dem er auch seinen Flugsimulator bediente.

Eines Freitagnachmittags sagte Xaviers Freundin Bettina: »Ich find es so traurig für dich, dass deine Eltern auseinander sind.«

»Halb so schlimm«, sagte Xavier. Er saß auf ihrem Bett und massierte sich die Hände. »Meine Mutter hat einen neuen Freund, Marc. Ein netter Kerl, etwas jünger als sie, aber das fällt kaum auf. Und mein Vater war doch viel auf Reisen.«

»Ich finde es trotzdem traurig«, beharrte Bettina. Ihre Stimme wurde schwermütig, was öfter der Fall war, vor allem, wenn das Gespräch auf Indien kam.

Sie drückte ihr Gesicht in Xaviers Schoß und knöpfte seine Baumwollhose auf. Xavier hatte eine Wollallergie, und Bettina verschaffte ihm die erste Erfahrung mit oralem Sex seines Lebens.

»Normalerweise mache ich das nicht«, sagte sie hinterher. »Das war mein zweites Mal. Dass du nichts Falsches von mir denkst.«

Danach erzählte sie ihm von einer zweiten Dorfpatenschaft, die ihre Familie in Indien übernommen hatte, und dass man sich noch dafür eintragen konnte.

Pflichtbewusst unterschrieb Xavier auch diesmal die Formulare in dreifacher Ausfertigung und trug seine Kontonummer ein.

»Du bist ein toller Spender«, sagte Bettina und räkelte sich träge. Dann tat sie Zahnpasta auf ihre Bürste und begann, sich die Zähne zu putzen, während sie sich im Spiegel betrachtete.

»Keine Ursache«, sagte Xavier. »Wie du sagtest, das sind zwei Gläser Wein im Monat, fast nichts.«

»Trotzdem bist du mein liebster Spender«, wiederholte Bettina, den Mund voller Schaum. »Ich habe auch andere, aber die sind längst nicht so nett wie du. Bei dir hab ich das Gefühl, dass Indien dir wirklich etwas bedeutet.«

Er wartete, bis sie mit dem Zähneputzen fertig war, was ziemlich lange dauerte. Bettina war ein gründliches Mädchen.

Zum Abschied gab sie ihm einen flüchtigen Kuss auf die glattrasierte Wange und sagte: »Vielen Dank noch mal.«

»Keine Ursache«, erwiderte Xavier.

Sie schien ihn schon nicht mehr zu hören, sie nahm den Locher und verstaute die unterschriebenen Papiere in ihrem Ordner.

So kam es, dass Xavier noch vor seinem siebzehnten Geburtstag Pate zweier Entwicklungsprojekte in Indien war.

An einem windigen Herbsttag, nachdem Xavier in der örtlichen Morgenzeitung gelesen hatte, dass die Beihilfen der Stadt Basel für das neue jüdische Gemeindezentrum noch immer spurlos verschwunden waren – im selben Bericht war auch Awrommeles Vater flüchtig zitiert worden –, ging er zusammen mit Awrommele zu Herrn Schwartz.

Der Jiddischunterricht machte stetige Fortschritte, doch Awrommele hatte ein paarmal durchblicken lassen, dass er es keine schlechte Idee fände, sich erst um die Beschneidung zu kümmern und dann den Unterricht fortzusetzen.

Auch die Trennung der Eltern war dazwischengekommen. Nicht, dass sie Xavier sehr belastet hätte, aber er hatte sich doch erst mit dem Umstand vertraut machen müssen,

seinen Vater nur noch ein Wochenende pro Monat zu sehen und stattdessen fast jeden Abend Marc gegenüberzusitzen, der ihn unbedingt in die Geheimnisse seines Flugsimulators einweihen wollte.

Und dann war da noch Bettina, die er vor allem liebte, um seine Eltern glücklich zu machen. Seine Mutter fragte noch ab und zu: »Wie geht es Bettina?«, doch sein Vater konnte sich kaum mehr an ihren Namen erinnern. Manchmal murmelte er am Telefon: »Triffst du dich immer noch mit diesem Mädchen ... – wie heißt sie gleich wieder?« Sein Interesse an seinem Sohn schien sich auf das leise Bedauern zu beschränken, je ein Kind in die Welt gesetzt zu haben. Doch vielleicht war es mehr Wehmut als Bedauern.

Während seine Eltern versuchten, sich ein neues Leben aufzubauen, begann Xavier, sich mehr und mehr auf seine selbstgestellte Aufgabe zu konzentrieren: das Trösten der Juden. Und weil der Mensch nun mal die Neigung hat, das Abstrakte zu konkretisieren, dachte er dabei vor allem an Awrommele. Auch bei Bettina oder wenn er auf der Terrasse der Weinbar Oliven knabberte.

Jetzt, neben Awrommele auf dem Weg zu Herrn Schwartz, war er glücklich – glücklich, aber auch nervös. Er fürchtete, etwas Falsches zu sagen oder zu tun, wodurch er sich Awrommeles Gunst verscherzen könnte.

Es war diese Nervosität, diese Angst zu versagen, so wurde ihm später klar, die ihm das Gefühl gab, das Leben in seiner vollen, beängstigenden Totalität zu erfahren. Trost beginnt mit Hingabe. Und sich dem Leben hingeben, das wollte Xavier. Er, der für wichtigere Dinge geboren war als dafür, auf eine Waschmaschine zu sparen, einen Firmen-

wagen zu fahren und Reiseführer zu studieren, beschloss, dieser Aufgabe sein weiteres Leben zu widmen.

»Hast du *Mein Kampf* gelesen?«, fragte er Awrommele plötzlich.

»Nein, ist es gut?«

»Gut, na ja, ›gut‹ ist nicht das richtige Wort.«

»Was denn dann?«

»*Mein Kampf*. Du weißt doch? *Mein Kampf!*«

Der Autor des Buches wurde von Xaviers Mutter konsequent »Du-weißt-schon-wer« genannt. Manchmal auch von seinem Vater – wer lange mit jemandem zusammen ist, übernimmt auch Gewohnheiten von ihm. Ab und zu kam es vor, dass Xaviers Mutter eine Bemerkung einleitete mit: »Du-weißt-schon-wer hat gesagt ...« Oder: »Du-weißt-schon-wer hätte so etwas nie ...« Zum Glück hatte Marc keine Ahnung, wer mit »Du-weißt-schon-wer« gemeint war, oder es war ihm egal. Sein Interesse galt einzig und allein seinem Flugsimulator, das war seine Welt.

»Ja, ja«, sagte Awrommele, »natürlich. *Mein Kampf*, was ist damit?«

»Na ja, was soll damit sein«, sagte Xavier ein wenig perplex. »Was damit ist, wie soll ich sagen, es ist ein beunruhigendes ...«

Klezmermusik im Hintergrund, hatte Xavier das Buch unter der Bettdecke gelesen, hier und da war es etwas zäh, doch er las weiter, und seine Ausdauer wurde belohnt. Es wurde immer spannender und packender. Auch in ihrem neuen Heim hatte er mühelos in Mutters unterster Anrichtenschublade, dort, wo die Handtücher lagen, Buch und Fotos gefunden.

»Ja, was ist es?«

»Ein beunruhigendes Buch. Eines der beunruhigendsten, die ich kenne.«

»Ist es ein Bestseller?«

»Es war einer. Ein Riesenbestseller«, sagte Xavier. »Es ging weg wie warme Semmeln, und der Verkauf tröpfelt immer noch weiter. Weltweit fast zehn Millionen verkaufte Exemplare!«

»Zehn Millionen! Hat es auch Fotos?«

»Nein, es hat keine Fotos. Auf manchen Ausgaben ist ein Foto von Du-weißt-schon-wem vorne drauf, aber das ist alles.«

Wie Marc fragte auch Awrommele nicht weiter, wer dieser Du-weißt-schon-wer eigentlich war. Er dachte nach. »Der Titel ist nicht schlecht«, sagte er schließlich. »Wenn es *Mein Hund* geheißen hätte oder *Mein Weib*, hätte es sich nie so gut verkauft. *Mein Haus* wäre, verkaufstechnisch gesehen, auch eine Katastrophe gewesen. Gibt es das Buch auch auf Jiddisch?«

»Auf Jiddisch? Nicht, dass ich wüsste«, sagte Xavier. »Es ist in alle wichtigen Sprachen übersetzt worden, Englisch, Französisch, Italienisch, selbst Niederländisch, Spanisch natürlich und so weiter. Aber soviel ich weiß, nicht ins Jiddische. Es ist ein dickes Buch. Er hat immer weiter daran geschrieben, immer was Neues dazu.«

»Typisch Antisemiten!«, rief Awrommele. »Es gibt Schriftsteller, die überall rauskommen wollen, nur nicht in Israel.« Er wurde ein wenig rot vor Aufregung. »Vielleicht sollten wir das dann übersetzen«, schlug er vor. »Dabei lernst du automatisch Jiddisch, und am Schluss haben wir

etwas, das wir einem Verlag anbieten können. Wenn der Verleger es geschickt anstellt, verkauft er im Nu ein paar tausend Exemplare. Dann können wir zu den Huren.«

Xavier blieb abrupt stehen. »Was hast du gesagt?«

»Dass ein geschickter Verleger von *Mein Kampf* auf Jiddisch mindestens ein paar tausend Exemplare verkaufen könnte. Jeder Sammler will so was haben. Selbst wenn er's nicht liest, weil er kein Jiddisch versteht. Wir tun einen schönen Umschlag drum rum und ein paar Illustrationen dazu, dass auch ein Goi seine Freude dran hat. Ich hab einen geschäftlichen Riecher. Wie steht's mit dem Copyright, ist das frei? Oder gibt es Verwandte, die Schwierigkeiten machen?«

Xavier stand immer noch da wie angewurzelt. Wieder hatte er dieses schreckliche Gefühl in der Magengegend.

»Nein, die Erben von Du-weißt-schon-wem sind alle tot.«

»Dann ist ja gut.«

»Aber das mit dem geschäftlichen Riecher darfst du nicht sagen«, fügte Xavier hinzu. »Das ist antisemitisch. Außerdem ist es nicht korrekt. Du hast eine gute Nase fürs Geschäft, so könntest du's sagen. Oder besser: ›einen guten Instinkt‹.«

Awrommele wollte weitergehen. Doch Xavier konnte sich noch immer nicht rühren. »Und was du danach gesagt hast.«

»Ja? Was hab ich gesagt?«

»Was du mit dem Geld vorhast.«

»Ja?«

»Das ist doch nicht dein Ernst?«

»Du meinst das Geld aus dem Verkauf? Natürlich ist das mein Ernst.«

Xavier musste jetzt an sich halten, das war das Wichtigste. Ruhig bleiben und sachlich. Überlegtes Verhalten, eines Trösters würdig. Manche trösteten einen verlorenen Sohn, andere eine Familie, dann gab es vielleicht noch ein paar, die eine Straße trösten wollten oder ein Viertel, er aber hatte den Trost eines ganzen Volkes auf sich genommen. Das brachte Verantwortung mit sich. »Eine jiddische Übersetzung von dem Buch wäre keine schlechte Idee, denn, wie gesagt, es verkauft sich immer noch. An sich ist es auch gut, Juden mit dem Gedankengut von Du-weißt-schon-wem bekanntzumachen, sie sollten es unbefangen, ohne historische Vorurteile kennenlernen können. Das Buch enthält mehr, als man denken sollte: faszinierende Passagen über Wien und übers Aquarellieren, über Pressefreiheit, den Staat und die Sozialdemokratie. Aber was du danach gesagt hast. Dass du die Einkünfte für ... für flüchtige Vergnügungen ausgeben willst. Ach was, Vergnügungen – Lust, die allerniedrigste Lust. Eines Mannes. Eines Menschen. Und nicht einfach bloß eines Menschen. Eines Menschen wie du, eines besonderen Menschen. Das ist doch nicht dein Ernst?«

Awrommele schüttelte den Kopf. »Ich denk nicht so viel über solche Dinge nach, nicht so viel wie du jedenfalls, und ich red nicht von niedrigen oder höheren Lüsten, sondern vom Vergrößern der Gesamtmenge Glück auf der Welt. Der Mensch muss genießen. Wir sind zu dreizehnt zu Hause, und dabei rede ich nur von meinen Brüdern und Schwestern. Da lernt man, praktisch zu denken.«

»Aber du gehörst zum auserwählten Volk«, rief Xavier, und seine Stimme überschlug sich.

»Ich regle das schon«, versuchte Awrommele Xavier zu beruhigen. »Entspann dich. Bei fünftausend verkauften Exemplaren verreisen wir mit den Mädchen, nicht weit, einen Tag an den Bodensee. Vielleicht in die Berge, dann übernachten wir in einer Hütte. Wie die Gojim.«

»Awrommele, mach mich nicht fertig«, sagte Xavier leise. »Bitte, Awrommele, mach mich nicht fertig.«

»Ich mach dich nicht fertig, ich nehm dich mit zu Herrn Schwartz, der dich zum Freundschaftspreis beschneiden will und auch noch bereit ist, nicht überall herumzuposauen, dass deine Eltern sich zu fein waren, es machen zu lassen, als es nach dem Gesetz eigentlich vorgeschrieben war. Hör auf, mir Vorwürfe zu machen, du bist schon wie meine Mutter. Niemand macht dich hier fertig.«

»Bist du schon mal ...«

»Was?«

»Bist du schon mal ...«, setzte Xavier wieder an, und seine Stimme klang brüchig wie ein altersschwaches Radio. »Bist du schon mal ...«

»Bin ich schon mal was? Hör auf, mich verrückt zu machen. Erst konntest du's nicht erwarten, beschnitten zu werden, dann redest du über die Bücher von diesem Du-weißt-schon-wem, als hätt ich nichts anderes im Kopf als zu wissen, wie viele der dann und dann von dem und dem Buch verkauft hat und was er sonst noch alles geschrieben hat. Ich hab schon genug Ärger mit meinem Vater und seinem Autismus, auch noch bei einem Rabbiner. Was macht dein Vater eigentlich?«

»Hab ich das nicht gesagt? Mein Vater ist Architekt.«

»Sieh mal an. Und dein Opa?«

»Opa? Welcher Opa?«

»Welcher Opa? Wie viele Opas hast du denn? Der Vater deiner Mutter, um mal mit irgendwem anzufangen.«

»Der ist tot.«

»Aber was war er?«

Erst jetzt fielen Xavier die kleinen Sommersprossen an Awrommeles Nase auf. Er starrte sie an und merkte, wie er Bauchschmerzen bekam.

»Na?«

»Ich habe ihn nicht gekannt.«

»Aber dann kannst du doch wissen, was er gemacht hat.«

»Ich hab's vergessen.«

Xavier sah nur noch die Sommersprossen auf Awrommeles Nase. Solche sanften und lieben Sommersprossen.

»Vergessen? Wie kann man so was vergessen?«

»Er war ...«, sagte Xavier. »Mein Opa war ... er hat alles Mögliche gemacht.«

»Alles Mögliche?«

»Er hat Gras gemäht. Jetzt weiß ich's wieder. In Polen. Bei reichen Juden. Da hat er Gras gemäht.« Es war ihm herausgerutscht, ehe er sich's versah. Das Unterbewusstsein ist ein gut gefülltes, aber auch leicht entzündbares Fass.

»Das kann nicht sein.«

Xaviers Bauchschmerzen wurden immer schlimmer.

»In Polen waren die Juden ganz arme Schlucker, die hatten keine Wiesen, die reichen Juden wohnten in Deutschland. Du kannst es mir ruhig erzählen. Ich hab dir das von meinem Vater doch auch erzählt.«

Einen Sekundenbruchteil spürte Xavier die Versuchung, Awrommele alles zu beichten, die ganze Geschichte, doch ihm war klar, dass das sein Untergang würde. Er war noch kein Held, konnte es sich nicht leisten, so unterzugehen. »Er hat dürres Laub zusammengereicht, sich um den Rasen gekümmert, alles Mögliche, wie ich schon sagte. Er hat auch Tiere bewacht.«

»Oh, er war Hirte«, sagte Awrommele.

»Ja, genau, Hirte.«

»Ich wusste nicht, dass sie in Polen auch Hirten hatten. Witzig.«

»Er passte auf Tiere auf. Damit sie nicht weglaufen und Dummheiten machen.«

»Ich wusste nicht, dass Tiere Dummheiten machen können. Waren das Zirkustiere?«

»Nein, keine Zirkustiere. Kühe, Ziegen, Lämmer, alles eben. Egal, was für welche, er liebte Tiere.«

»Kaum ein Jude, den ich kenne, mag Tiere, und die meisten Tiere mögen auch keine Juden. Mein Vater sagt immer: ›A Hund un a Jid', das passt nicht zusammen.‹ Ich hatte mal Goldfische, aber die hat mein Vater ins Klo gespült. Juden und Fische, das passt offenbar auch nicht zusammen. Was für ein außergewöhnlicher Mann, dein Großvater.«

»Ja, das war er«, sagte Xavier. Es ging ihm wieder etwas besser, doch immer noch fühlte er sich schwach auf den Beinen. Es schien ihm klüger, von etwas anderem anzufangen. Er musste an Awrommeles Worte von vor ein paar Minuten denken, doch das Stechen in der Brust, das er davon bekam, konnte er nur ertragen, indem er sich vorbeugte. So

spürte er den Schmerz zwar immer noch, aber er war nicht mehr so unerträglich.

»Awrommele«, presste er in dieser Haltung hervor, »sag mir bitte die Wahrheit. Ich muss es wissen.«

»Was musst du wissen?«

»Bist du schon mal bei einer Frau gewesen, die Geld genommen hat und Kreditkarten?«

»Geld? Ja. Kreditkarten, nein. Zu solchen Frauen gehe ich nicht. Aber ich kann dich kaum verstehen, wenn du so vorgebeugt dastehst. Stell dich gerade hin. Was ist los?«

»Nichts«, sagte Xavier. »Es geht schon wieder. Aber was soll das heißen: ›Ja‹ – was meinst du damit?«

»›Ja‹ – was das bedeutet?«, fragte Awrommele. »Im Prinzip kann es alles bedeuten, aber jetzt bedeutet es eben ›Ja‹. Einfach ›Ja‹. Verschwenden wir nicht so viel Zeit, sonst stehen wir morgen noch hier. Und das wäre schlecht, Herr Schwartz wartet auf uns, und ich will nicht zu spät kommen. Er ist ein alter Mann.«

Xavier begann leise zu jammern, so wie er es im Fernsehen bei Männern vor der Klagemauer gesehen hatte.

»Und dein Vater?«, fragte Xavier mit letzter Kraft.

»Mein Vater?«

»Geht dein Vater auch?«

»Zu Frauen, die Geld nehmen und Kreditkarten?«

»Ja.«

»Mein Vater? Jetzt hör mir mal zu: Mein Vater kennt sich gut aus mit der Thora für einen Autisten, und er hat eine Menge *Gemore* gelesen, dafür, dass er so ein Hitzkopf ist. Aber wovon er wirklich viel versteht, das sind die Huren von Basel. Er kennt sie alle, beim Vor- und Familienna-

men, beim Spitznamen, wo sie wohnen, was sie für Autos fahren, wo sie schwimmen gehen, was sie am liebsten essen, manchmal besucht er sogar ihre Eltern. Die Eltern von Huren sind oft sympathische und warmherzige Leute. Und er macht ihnen Geburtstagsgeschenke. Auf dem Gebiet ist er eine wandelnde Enzyklopädie, aber das soll's bei Autisten ja öfter geben, nicht? Dass sie von einer Sache unheimlich viel wissen. Und das auch noch auswendig. Das ist schon eine Leistung. Ich könnte das nicht, aber ein Autist schüttelt das nur so aus dem Ärmel.«

»Aber du bist ein frommer Jude, sogar orthodox. Dein Vater auch. Ihr seid ...«

Xavier wusste nicht mehr, was er sagen wollte, oder, besser gesagt, er wusste es schon, aber er hatte Angst davor, weil es schreckliche Dinge sein würden.

Als ihm endlich klar wurde, dass Schweigen das Beste war, wollte er Awrommeles Beine umklammern. Doch auch das wagte er nicht.

»Nun krieg dich mal wieder ein«, sagte Awrommele, der merkte, dass Xavier sich nicht gut fühlte. »Du bist noch nicht mal beschnitten und fängst schon so an. Das kann ja was werden. Eine Beschneidung in deinem Alter ist nicht schnell mal gemacht, so von wegen: abschneiden, desinfizieren und gleich raus auf die Straße. Geht's?«

»Nein«, sagte Xavier. »Es geht nicht. Eigentlich gar nicht.«

Es war nur noch wenig übrig von dem gewandten jungen Mann, der sich früher so sehr für Dampfmaschinen interessiert hatte und der, wenn es sein musste, nie um ein passendes Zitat von Nietzsche, Schopenhauer oder Hegel verle-

gen gewesen war. Von all diesen Denkern hatte er nie mehr als Zitate gelesen, doch für seine Zwecke fand er das vollauf genug.

»Also«, sagte Awrommele, »ich weiß nicht, was du erlebt hast, und vielleicht gibt es ja auch fromme Juden, die nicht zu den Huren gehen, kann sein, dass die irgendwo rumlaufen, aber ich kenne keine. Wo sollen die frommen Juden denn hin? An den Strand, in die Disko? In den Volleyballclub? Was hast du für Vorstellungen?«

Xaviers Gegrein wurde lauter. »Und Gott?«

»Hör auf, mir Fragen zu stellen, auf die du die Antwort selbst weißt. Mein Vater behauptet, er hätte in der Kabbala eine Stelle gefunden, in der der Allmächtige Rabbinern, die Frauen bezahlen, seinen Segen gibt. Ich gebe zu, die Stelle lässt sich unterschiedlich interpretieren, doppelt oder sogar dreifach, aber mein Vater ist sich sicher, dass seine Interpretation stimmt. Ich weiß nicht, was für einen Gott du dir vorstellst, aber der Allmächtige will die Freude auf Erden vergrößern. Darum darf der Rabbiner zu den Huren, wenn das seine Freude vermehrt. Denn wenn die Freude des Rabbiners zunimmt, nimmt auch die Freude der Welt zu, ist doch logisch. Natürlich darf er das nicht an allen Tagen, aber das ist wieder was anderes. Niemand darf alles an allen Tagen, sonst gäbe es keinen Unterschied zwischen dem einen Tag und dem anderen, und das wär ja öde. Stell dir vor, dass wir keinen Unterschied machen könnten zwischen jung und alt, schön und aufregend, Dienstag und Donnerstag, dreckig und hässlich, das wäre doch eine Katastrophe? Der Allmächtige hat uns das Unterscheidungsvermögen gegeben, um die Gesamtmenge Freude in dieser Welt zu vergrößern.

ßern. Aber das ist zu kompliziert für heute. Wie Gott die Freude genau verteilt haben will, darüber gehen die Meinungen auseinander. Und natürlich darf der Rabbiner auch nicht einfach nach Hause kommen und seiner Frau erzählen, wie er seine Freude vermehrt hat, denn auch unter dem Vermehren der eigenen Freude darf die der anderen nicht allzu sehr leiden. Darum will Gott, dass wir manche Dinge im Dunkeln tun und andere bei Tageslicht: Vermehrung der Freude.«

Xavier fühlte sich, als würde er gevierteilt. »Und der Holocaust?«, warf er mit letzter Kraft ein.

»Weißt du«, sagte Awrommele, und jetzt begann er sich wirklich aufzuregen. »Ich bin der Erste, der zugibt, dass auch der Allmächtige Seine Fehler hat, und das ist auch gut so, sonst wäre er unausstehlich. Kennst du jemanden ohne Fehler? Aber im Prinzip ist er ein vernünftiges, wohlmeinendes Wesen, das das Beste mit uns allen vorhat und nichts lieber will, als die Freude auf Erden zu vergrößern, wie ich jetzt schon hundertmal gesagt hab. Und dazu hat er uns allerlei Mittel an die Hand gegeben, und diese Mittel dürfen wir nicht hochmütig verschmähen, sonst wird er richtig wütend.«

»Aber, Awrommele, wir sollen unsere Instinkte doch überwinden. Wir müssen sie kleinkriegen, unterdrücken, sonst sind wir wie Tiere.« Xavier konnte kaum noch reden. Wie in der Sauna hatte er auf einmal Visionen, und genau wie dort konnte er sie nicht deuten.

»Nein«, sagte Awrommele, »überhaupt nicht. Da beginnt schon dein Irrtum. Gott will, dass wir auf unsere Instinkte hören, statt sie zu unterdrücken. Die Musik der In-

stinkte, schön wie Mozart und Beethoven, auf die sollen wir hören. Aber das wissen die meisten nicht, weil sie nie hinhören, weil bei ihnen den ganzen Tag nur das Radio an ist. Aber horch einmal auf deine Instinkte, da wird dir eine Welt aufgehen. Gott hat uns nichts gegeben, um es danach wieder zu unterdrücken. So eine Idee würde ihn erzürnen.«

Xavier horchte auf seine Instinkte. Doch er hörte sehr wenig und schon gar nicht das, was er hören wollte.

Awrommele machte einen kleinen Tanzschritt. »Ein Jude und Tanzen«, sagte er, »das passt auch nicht zusammen, aber das ist eine andere Geschichte. Ein Jude und Eiskunstlaufen? Erst recht nicht. Und trotzdem: Weißt du, was du tun musst? Lerne, auf den Wellen deiner Instinkte zu schwimmen. Nur so kannst du die Leere der Welt ein wenig füllen.«

Die Instinkte sagten Xavier im Moment ganz andere Dinge. Dass er Awrommele von Kopf bis Fuß mit Küssen bedecken wollte und dann langsam erwürgen. Er konnte nicht länger auf seine Instinkte hören, er würde verrückt werden, wenn er das täte.

Ein Gott, der die Freude auf Erden vermehren will. Man musste schon Jude sein, um sich so etwas einfallen zu lassen. So ein Gott war eigentlich gar kein Gott, so ein Gott war eine Zirkusnummer.

»Ich bin nicht gläubig«, sagte Xavier. »Ich bin assimiliert, wie du weißt, und es geht mir nicht gut. Ich kann nicht mehr denken.«

»Ist schon in Ordnung«, antwortete Awrommele, der sichtlich nicht vorhatte, sich allzu sehr von theologischen Meinungsverschiedenheiten beirren zu lassen. »Solange du

in der Welt nur ein bisschen Freude verbreitest, ist Er schon zufrieden. Und ich auch.«

Xavier wankte zum Rinnstein, hockte sich hin und spie sein Mittagessen aus.

Awrommele folgte ihm, klopfte ihm ein paarmal auf den Rücken und fragte: »Geht's? Geht's wieder etwas?«

»Nein«, sagte Xavier, »immer weniger.« Er umklammerte mit beiden Händen Awrommeles rechtes Bein und schaute ihn an. Wie Isaak seinen Vater, als der das Messer hob. Wie das Böckchen geschaut haben muss, als es an Isaaks Stelle als Dankopfer geschlachtet wurde.

»Wir sollen also die Freude auf Erden verbreiten?«, fragte Xavier.

»Ja«, sagte Awrommele, »das sollen wir. Und wir dürfen nicht zu lang damit warten. Der Herr hasst die Saumseligen.«

Da kam auch noch Xaviers Frühstück heraus.